Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 2. 7. 1939 | Nr. 27

Rektor Karl Escherich:

Der Wald — eine Lebensgemeinschaft.

Die nachstehend mitgeteilten Beobachtungen und Gleichnisse sind der zweiten Münchener Rektoratsrede des Professors der Forstwissenschaft Dr. Karl Escherich entnommen, die im Verlag von Albert Langen — Georg Müller in München unter dem Titel „Biologisches Gleichgewicht“ im Druck erschienen ist. Der Redner und Rektor ist ein Sohn des bekannten Forstmannes Georg Escherich, der im Weltkrieg den Forstbetrieb im Urwald von Białowież leitete und sich später durch die nach ihm benannte Selbstschutz-„Organisation Escherisch“ („Orgesch“) einen Namen gemacht hat.

Die der in München studierenden deutschen Jugend zuerst vorgelegte Abhandlung über die Lebensgemeinschaft des Waldes soll auch in uns, zumal in dieser schönen Sommerzeit, neue Liebe und tieferes Verständnis für den Wald-Reichtum unserer Heimat wecken. Vor allem aber sollen uns diese Gedankengänge Veranlassung geben, über die Gleichartigkeit der menschlichen Lebensgemeinschaft in ihrer notwendigen Vielgestalt nachzusinnen. Im Walde und im Volk der Menschen gibt es neben gerade gewachsenen Bäumen viel Krüppelholz, neben viel gemeinen Spatzen wenige edle Singvögel, außer dem Schmetterling die Raupe und Schlupfwespe, hinter dem Dickicht die sonnen- und mondumglänzte Lichtung. Wer einmal am Beispiel des Waldes die Notwendigkeit solcher Lebensgemeinschaft erkannt hat, der wird den Kampf nur noch bewußter und damit wirkungsvoller führen, den er gerade auch um der Harmonie dieser Gemeinschaft willen, nach innen und außen führen muß.

Die Schriftleitung.

„Der Wald“.

Was ist der Wald? Die Antwort wird sehr verschieden ausfallen, je nach dem Standpunkt der Antwortenden: Für den Forstmann bedeutet der Wald Erfüllung seines Berufes, für den Städter den Platz der Erholung, für den Jäger den Spender jeglicher Freuden, für Liebende heilige Hallen für Weihestunden, für den Holzhändler ein Geschäft bezw. Spekulationsobjekt und für den Biologen — eine Lebensgemeinschaft oder Biocönose. Also eine Gemeinschaft von verschiedenen Lebewesen, die alle durch Beziehungen verschiedenster Art miteinander in Verbindung stehen und einen bestimmten Lebensraum ausfüllen. Das feste Netzwerk der Beziehungen der in einer Lebensgemeinschaft zusammengeschlossenen Arten garantiert einen biologischen Gleichgewichtszustand, der allerdings nicht stabil, sondern mehr oder weniger labil oder veränderlich, also dynamisch ist. Die Lebensgemeinschaft besitzt die Fähigkeit der Selbstregulierung und gleicht dadurch einem Organismus. Diese Fähigkeit der Selbstregulierung ist es auch, die die Lebensgemeinschaft von zufälligen Aggregationen (= Anhäufungen) von Tieren oder Pflanzen unterscheidet.

Gewöhnlich denkt man, wenn man vom Wald redet, nur an die Bäume, die den Hauptcharakter bestimmen, nicht aber an die unzähligen anderen Organismen, die sonst noch in den Kronen, am Stamm, im Boden, ferner auf dem Boden, zwischen den Stämmen usw. leben, also Insekten, Spinnen, Milben, Bakterien, Wild aller Art, Vögel, zahlreiche niedere Pflanzenarten und Sträucher, die den Boden bedecken.

Doch sind auch diese Beiorganismen zum größten Teil lebensnotwendige Bestandteile des Waldes. Daß sie nicht Zufallsbewohner sind, geht unter anderem auch daraus hervor, daß die meisten von ihnen stets gefunden werden, und zwar, je nach Typus und geographischer Lage des Waldes, in annähernd bestimmten Arten und auch in einer ungefähr bestimmten Anzahl.

Vor längerer Zeit habe ich z. B. die Fauna der Bodenstreu der verschiedenen Wälder in verschiedenen Jahreszeiten untersuchen lassen: und da hat sich herausgestellt, daß in den gleichen Wäldern zur gleichen Jahreszeit im großen und ganzen immer wieder gleiche Bewohner, und zwar auch in ähnlichen Quantitäten vorhanden sind. Und wenn wir durch Fällen von Bäumen auf Tücher die tierische Fauna der Baumkronen feststellen, so finden wir auch hier je nach Baumart, Alter und Lage und je nach der Jahreszeit eine ganz charakteristische Gesellschaft von Kleintieren. Ebenso ist es mit der Vogelwelt bestellt, die in jedem Walde je nach Alter und Typus in ganz charakteristischen Arten und auch in bestimmter Bevölkerungsdichte vorkommt.

Diese Tatsache läßt darauf schließen, daß die Lebensgemeinschaft des Waldes als organische Ganzheit entstanden ist und daß allen darin zusammengeschlossenen Organismen und ihren Altersstufen bestimmte Funktionen zukommen in der Physiologie des „Überorganismus Wald“.

Dieser Überorganismus ist infolge der Entwicklung und des Wachstums, die jedes Einzelindividuum durchmacht, und infolge des jahreszeitlich bedingten Rhythmus ständigen Veränderungen unterworfen entsprechend dem normalen Lebenslauf. Daneben kann er aber auch durch besondere äußere Einflüsse abiotischer und biotischer Natur verschiedentlich in seiner Gesamtstruktur verändert werden. Gewöhnlich aber stellt sich nach derartigen Stößen von außen, wenn diese nur vorübergehend und nicht zu heftig waren, ein biocönotischer Gleichgewichtszustand nach einem längeren Hin- und Herpendeln auf einer neuen Grundlage von selbst wieder her.

Es gibt allerdings auch Eingriffe in die Lebensgemeinschaft, die so tiefgreifende Störungen des Gleichgewichtszustandes herbeiführen, daß sich das Bild gänzlich ändert. Zu diesen schweren Erschütterungen gehören außer Brand- und Windbruch-Katastrophen, vor allem auch die Eingriffe des Menschen in die natürlich gewachsene Struktur des Waldes bei der Besitzergreifung des letzteren zwecks Ausbeutung. Der Mensch dachte, nachdem er das Stadium der reinen Raubwirtschaft überwunden hatte und zur Nachzuchtwirtschaft übergegangen war, zunächst daran, bestimmte Holzarten, die er am besten verwerten kann, in möglichst großer Masse zu erzielen. Er sah den einfachsten Weg hierzu darin, solche Holzarten, für die er keine Verwendung hatte, zu entfernen und die damit gewonnene Bodenfläche mit der gewünschten Holzart allein zu bestocken. Die allmählich ausgebauten Methoden der Umwandlung führten im Laufe der Jahrzehnte dazu, große zusammenhängende Flächen gleichartiger und gleichaltriger Bestände (Forsten) erstehen zu lassen.

Es schien zunächst alles gut und schön; die so nach des Menschen Rechenstift geschaffenen Wälder wuchsen eine Zeitlang famos heran, bis sich allmählich Symptome zeigten, die darauf hinwiesen, daß etwas nicht in Ordnung sei. Diese Symptome betrafen u. a. den Boden, der stellenweise wesentlich verschlechtert wurde, und sodann die immer größere Anfälligkeit gegen Schädlinge aller Art, von denen zeitlich immer dichtere und in ihrer Wucht immer heftigere Katastrophenwellen über die Forsten dahinzogen, fürchterliche Verwüstungen anrichtend.

Was war geschehen? Der Mensch hatte in seiner Kalkulation außer acht gelassen, daß der Wald eine organische Ganzheit darstellt, und daß diese einheitliche Lebensgemeinschaft nur dann sich in Gesundheit erhalten kann, wenn das gesamte, naturgewachsene Bevölkerungssystem mehr oder weniger intakt gelassen wird. Nimmt man Teile davon heraus, so müssen Störungen des dynamischen Gleichgewichtszustandes eintreten, die je nach der Wichtigkeit der entfernten Mitglieder der Lebensgemeinschaft verschiedene Ausmaße erreichen können.

Ich will Ihnen an einem Beispiel zeigen, welch große Folgen daraus entstehen können:

Die Kiefer (wie übrigens jeder Baum und überhaupt jede Pflanzenart) beherbergt eine Anzahl von Tieren, die von ihrer Substanz, wie Nadeln, Samen, Rinde usw. leben. Unter ihnen hat eine Raupe im letzten Dezennium, da sie Hunderttausende von Hektar Wald zerstörte, viel von sich reden gemacht, nämlich die Raupe der Kiefern- oder Forleule. Diese Raupe können Sie jeden Sommer in unseren Kiefernwäldern finden, doch für gewöhnlich nur in vereinzelten Exemplaren. Warum aber nur so selten, wenn doch das Weibchen so große Fruchtbarkeit besitzt und annähernd 150 Nachkommen erzeugt? Weil die größte Zahl von all diesen Nachkommen unter natürlichen Verhältnissen durch Klima und durch zahlreiche Feinde verschiedener Art, wie Vögel, Schmarotzerinsekten usw. wieder zugrunde geht. Vor allem die letzteren räumen unter den Raupen gewaltig auf, so daß diese in ihrer Zahl so heruntergedrückt werden, daß sie für die Lebensgemeinschaft erträglich sind und jedenfalls keine Gefahr bedeuten.

Wird der natürlich gewachsene Wald, der in seiner Vielseitigkeit die Lebensbedingungen für eine reiche Flora und Fauna bietet künstlich umgewandelt in einen einförmigen, nur aus einer einzigen Holzart bestehenden Forst, so werden damit vielen Pflanzen- und Tierarten, darunter auch Feinden des Schädlings, die Lebensbedingungen entzogen; — was wieder zur Folge hat, daß die schädliche Raupe weit weniger unter Nachstellungen von Feinden zu leiden hat und deshalb in weit größerer Zahl sich voll entwickeln kann als im ersten Fall. Bleibt das Klima einige Jahre günstig, so kann die Vermehrung des Schädlings Formen annehmen, die zu einer vollkommenen Überflutung des Waldes mit Milliarden gefräßiger Raupen führt.

Wer nicht die Gelegenheit hatte, mit eigenen Augen eine solche organische Explosion zu schauen, kann sich keine Vorstellung von den Massen machen, die in solchen Fällen den Wald bevölkern. Von den Kronen rieselt ununterbrochen der Kot, der sich am Boden stellenweise zentimeterhoch ansammelt, die Stäme sind so dicht von den Schädlingen, die von Hunger getrieben auf- und ablaufen, bedeckt, daß man von der Rinde nichts mehr sehen kann, und ebenso wimmelt der Boden von diesen herumirrenden Flüchtlingen, von denen man mit jedem Schritt Dutzende zertritt; die das Gebiet durchziehenden Gräben füllen sich in solchen Mengen mit den Raupen, die nicht mehr herauskönnen, daß man sie schaufelweise herausschaufeln könnte.

Dabei sieht man gewiß auch überall Feinde am Werk, den ausgebrochenen Brand zu löschen. Wundervolle goldgrüne große Laufkäfer huschen mit ihren langen Beinen über die wimmelnden Raupenmassen, um da und dort einige Opfer zur Mahlzeit herauszuholen. Tausende von Fliegen, unserer Stubenfliege ähnlich, summen in den Kronen herum, um ihre todbringende Brut an die Raupen zu bringen, und ebenso suchen Tausende von Schlupfwespen mit langen Legestacheln ihre Nachkommenschaft in den Leib des Schädlings zu versenken.

Nur zu häufig kommt diese Hilfe zu spät, wenn schon der ganze Wald braun und völlig kahl wie verbrannt dasteht. Zu spät, weil gleich am Anfang beim Ausbruch der Übervermehrung das Heer der Feinde allzu gering war, — und zwar zweifellos eben zum Teil als Folge der durch die oben geschilderten unbiologischen Eingriffe des Menschen in die natürlich gewachsene Lebensgemeinschaft des Waldes.

Mit der Zerstörung der Waldgemeinschaft, der Bäume, bricht die ganze Lebensgemeinschaft zusammen, natürlich auch die die Zerstörung verursachenden Raupensiedlungen, die, soweit sie nicht von Schmarotzern getötet wurden, durch Hunger und Krankheiten zugrunde gehen.

Wir sehen aus diesem Beispiel, welch furchtbare Katastrophe über eine Lebensgemeinschaft hereinbrechen kann, wenn die gegenseitige Bindung der Mitglieder so gelockert wird, daß eines derselben, das unter normalen Verhältnissen nur einen ganz bescheidenen Bestandteil des Bevölkerungssystems ausmacht, ungezügelt seine volle Fortpflanzungskraft entfalten kann.

Nicht immer führen übrigens die Übervermehrungen, die nach unseren neuesten Forschungsergebnissen meist durch besonders günstige klimatische Konstellationen den ersten Anstoß erhalten, zu einem so katastrophalen Ende. Mitunter tritt der Zusammenbruch der Raupenvermehrung noch vor

„Wer den Wald pflanzt, sieht nicht die Ernte!“

Mit dem alten Förster heut
bin ich durch den Wald gegangen,
Während hell im Festgeläut'
Aus dem Dorf die Glocken klangen.

Golden floß ins Laub der Tag,
Vöglein sangen Gottes Ehre,
Fast, als ob's der ganze Hag
Wüßte, daß es Sonntag wäre.

Und wir kamen ins Revier,
Wo umrauscht von alten Bäumen
Junge Stämmlein sonder Zier
Sproßten auf besonnten Räumen.

Feierlich der Alte sprach:
„Siehst du über unseren Wegen
Hochgewölbt das grüne Dach?
Das ist unsrer Ahnen Segen.

Denn es gilt ein ewig Recht,
Wo die hohen Wipfel rauschen;
Vom Geschlechte zu Geschlecht
Geht im Wald ein heilig Tauschen.

Was uns not ist, uns zum Heil
Ward's gegründet von den Vätern.
Aber das ist unser Teil,
Daß wir gründen für die Spätern.

Drum im Forst auf meinem Stand
Ist mir's oft, als böt' ich linde
Meinen Ahnherrn diese Hand,
Jene meinem Kindeskinde.

Und sobald ich pflanzen will,
Pocht das Herz mir, daß ich's merke,
Und ein frommes Sprüchlein still
Muß ich beten zu dem Werke:

Schütz' euch Gott, ihr Reiser schwank!
Mögen unter euren Kronen,
Rauscht ihr einst den Wald entlang,
Gottesfurcht und Freiheit wohnen!

Und ihr Enkel, still erfreut
Mögt ihr dann mein Segnen ahnen,
Wie's mit frommem Dank mich heut'
An die Väter will gemahnen.“

Wie verstummend im Gebet,
Schwieg der Mann, der tief ergraute,
Klaren Auges, ein Prophet,
Welcher vorwärts, rückwärts schaute.

Segnend auf die Stämmlein rings
Sah ich dann die Händ' ihn breiten;
Aber in den Wipfeln ging's
Wie ein Gruß aus alten Zeiten.

Emanuel Geibel (1845)

der tödlichen Verwundung des Waldes ein, sei es durch Änderung der klimatischen Verhältnisse, sei es infolge einer größeren Widerstandsfähigkeit des befallenen Waldes, in dem sich noch rechtzeitig die natürlichen Abwehrkräfte, die Gegenwesen (in der Medizin würde man sagen, die Antikörper), in genügender Zahl einfinden.

Wir können heute den Satz aufstellen: Je vielseitiger die Lebensgemeinschaft eines Waldes ist, das heißt je ungleichartiger die das Bevölkerungssystem zusammensetzenden Organismen sind, desto größer ist die Fähigkeit der Selbstregulierung, desto gesicherter ist seine Existenz. Die Ungleichartigkeit muß natürlich organisch durch Ein- und Anpassung gewachsen sein, daß heißt, jeder der vielen verschiedenartigen Organismen und Altersstufen muß den ihm gemäß seiner Leistungsfähigkeit bzw. Wirksamkeit zukommenden Platz im Bevölkerungssystem des Waldes einnehmen: nur dann wird die Ungleichartigkeit einer höheren Organisation gleichkommen, die ihrerseits wiederum eine größere und vielseitigere Sicherung gegen Umwelteinflüsse bedeutet.

Wenn die deutsche Forstwirtschaft heute sich völlig umgestellt hat zur Dauerwaldwirtschaft, so sehen wir daraus, daß in unseren forstlichen Kreisen die Idee von der Einheit oder Ganzheit der Wald-Lebensgemeinschaft Allgemeingut geworden ist.

Einen zweiten Satz können wir aus dem Studium der Waldbiocönose ableiten: Jedes organische Wesen hat seine Gegenkräfte und Gegenwesen, die seinem Expansions- und Machttrieb Grenzen setzen. Fallen die Gegenkräfte bei einer Art fort, so kann diese, der Fesseln befreit, eine Zeitlang in ein Höchstmaß der Lebensbedingungen und der Vermehrung eintreten; doch jedes Höchstmaß trägt bereits den Keim des Niederganges in sich.

Wo alles ungehemmt leben und sich vermehren kann, ohne daß eine Auslese stattfindet, so daß also minderwertige Nachkommen sich ebenso entwickeln können wie hochwertige, da ist ein Herabsinken der Konstitution der betreffenden Art unausbleiblich. In England hat man einmal in Jagdsport-Blindheit geglaubt, die Jagd dadurch heben zu können bzw. in einen Höchststand zu bringen, daß man das Raubzeug, Füchse, Marder, Raubvögel usw. möglichst unterdrückt, — mit dem Erfolg, daß der Wildstand infolge des Wegfallens der Auslese stark degenerierte bzw. ruiniert wurde.

Es ist eine große und wichtige Aufgabe der Biologie, die Niedergangserscheinungen einer Lebensentwicklung im einzelnen zu studieren. Es liegen bereits eine ganze Reihe wichtiger Untersuchungen in dieser Richtung vor. In großen Zügen hat sich dabei ergeben, daß Hand in Hand mit der Übervölkerung (Übervermehrung) eine Verminderung der Fortpflanzungspotenzen der betreffenden Art eintritt, ein Niedergang ihrer Fruchtbarkeit, der bis zur völligen Sterilität gehen kann. Parallel hierzu läuft eine allgemeine Abnahme der Widerstandsfähigkeit sowohl gegen widrige klimatische Einflüsse als auch gegen seuchenartige Krankheiten. Dazu kommt, daß, wie mein Mitarbeiter Zwölfer in einigen Fällen festgestellt hat, beim Verlauf des Niedergangs-Prozesses eine allmähliche Umkehrung des Geschlechterverhältnisses stattfinden kann, in der Weise, daß an Stelle des Überwiegens des weiblichen Geschlechtes, also des vermehrungsfördernden Elementes, ein Überwiegen der männlichen Komponente tritt.

Wo der destruktive Prozeß bei einer Bevölkerung einmal eingesetzt hat und bis zu einem gewissen Grad fortgeschritten ist, geht er in der Regel bis zum völligen Untergang der Lebensentwicklung (Population) weiter. Und so kann man denn als Abschluß großer Insektenkatastrophen im Walde — gleichsam als letzten Akt des Lebensdramas — am Ort der Verwüstungen vielfach ein restloses Aussterben der betreffenden Schädlingsart konstatieren.

Es ist interessant, daß Ähnliches, was hier durch Beobachtung und Experimente bezüglich des Niederganges einer Raupensiedlung nachgewiesen werden konnte, auch von anderer Seite an ganz anderen Tieren beobachtet wurde. So hat der Wiener Paläobiologe Abel durch Vergleich von großen Reihen von Skeletten der längst ausgestorbenen Höhlenbären feststellen können, daß auch bei diesem der Höchststand der Entwicklung den Niedergang einleitete, wobei unter anderem ebenfalls eine Umkehr des Geschlechterverhältnisses zu beobachten war, so daß wir hierin vielleicht allgemein gültige Gesetze erblicken können.

Held der spanischen Jugend.

Ehrengrab im Escorial

für José Antonio Primo de Rivera.

Auf Anordnung des Generals Franco wird jetzt die Leiche des Gründers der spanischen "Falange" aus Alicante nach Madrid gebracht. Dort wird ihm im Escorial ein Ehrengrab errichtet.

José Antonio Primo de Rivera, dessen sterbliche Reste jetzt mit hohen Ehren von Alicante nach Madrid übergeführt werden, ist der Gründer der spanischen Falange, jener kämpferischen Phalanx junger Leute, die sich bereits gegen Ende 1933 zusammentaten, um ihr Vaterland vor der kommunistischen Flut zu retten. Später hat sich die **„Falange Espanola“ (F. E.)** militärisch und politisch weiter ausgebaut und zu einem grundlegenden Faktor in den Kämpfen des Caudillo gegen die bolschewistischen Machthaber in den letzten drei Kriegsjahren entwickelt.

Der Gründer der "Falange", der als kaum 30jähriger in den Kerkern des roten Alicante starb, war der Sohn des tapferen, ritterlichen und ausgesprochen deutschfreundlichen Diktators und Ministers unter Alfons XIII., Primo de Rivera, der durch eine Verkettung ungünstiger Zeitumstände sein Leben im Exil beschließen mußte. Im Kampf gegen das Eindringen des Kommunismus hat sein Sohn, José Antonio, schon früh eine Schar gleichgesinnter junger Männer aus allen Ständen um sich gesammelt.

Ein italienischer Journalist, der den Verstorbenen im Mai 1935 aufsuchte, und ausführlich sprach, schilderte im „Popolo d'Italia“ den Eindruck, den dieser Vorkämpfer der nationalen Bewegung mit seinen Ideen auf ihn machte. Damals war Primo de Rivera noch nicht 30 Jahre alt, körperlich kräftig, intelligent und lebhaft, mit energischen Zügen und Führerqualitäten. Er erzählte stolz, wie am 29. Oktober 1933 die Falange zusammen mit Alfons Garcia Valdecasas und Julio de Alda, dem kühnen Piloten Francos, auf dem berühmten Flug von den Kanaren, über den Atlantischen Ozean nach Spanisch-Marokko, gegründet wurde. Nach zwei Jahren hatte die Falange bereits 60 000 eingeschriebene Mitglieder, die Jugend, besonders die Jugend der Universitäten — allein in Madrid 1500 Studenten — strömte ihm zu. Es waren alle sozialen Klassen vertreten. Versammlungen, kleine Expeditionen, Kämpfe mit dem kommunistischen Gegner, wobei es oft Tote und Verwundete gab, beanspruchten die Kräfte der Mitglieder.

Auch Offiziere und Unteroffiziere hingen heimlich der Falange an. Die „Falange Espanola“, so erklärte damals ihr Führer, wollte die Einheit der Nation, die Auferstehung der vitalen Kräfte Spaniens, die Bekämpfung der lokalen Separatismen, die Abschaffung der Parteien und der Klassenkämpfe. Denn alle diese verleugnen die spanische Einheit, auch durch den Gegensatz und Kampf zwischen den Herren der Arbeit und den Arbeitern. Das Leben aber sei kein bloßer Wirtschaftskampf, das wäre eine ganz materialistische Auffassung! „Der Geist ist immer der entscheidende Hebel im Leben des Einzelnen wie der Völker. Man lügt auch, wenn man unseren Faschismus als Tyrannis und Bedrückung der Arbeiter darstellt. Die Falange will nur Einheit, Liebe, mutige und brüderliche Zusammenarbeit.“

„Vater und Mutter.“

Durch ein technisches Versehen ist der in der letzten Ausgabe von „Jugend im Volk“ an leitender Stelle veröffentlichte Aufsatz ohne Nennung seines Verfassers geblieben. Wir möchten deshalb nachtragen, daß es sich bei diesem Erinnerungsblatt um „Vater und Mutter“ des bekannten Schriftstellers A. Kabisch handelt.

Die Schriftleitung.

Wie klar schon vor fünf Jahren José Primo de Rivera das Schicksal Spaniens erkannte — ein Jahr vor dem Ausbruch des blutigen Kampfes! — zeigt sein Ausspruch: „Entweder wird hier unser Faschismus triumphieren oder Spanien wird aufhören, eine abendländische Nation zu sein, um ein Land des Kommunismus und der Anarchie zu werden. Aber zunächst denken wir noch nicht an ein Regime, wir denken nur an das Heil des Vaterlandes.“

Als Führer der Falange war José Primo de Rivera einer der ersten, die im Sommer 1936 von den Kommunisten verhaftet und verschleppt wurden. Er starb als Märtyrer für das künftige Nationalspanien.

Jugend sucht Arbeit.

Unter dieser Überschrift befaßt sich der Krakauer **„Ilustrowany Kurjer Codzienny“** in einem Leitartikel mit dem Arbeitsverhältnis der Jugend in Polen. Der Verfasser bezieht sich zunächst auf die Ausführungen des polnischen Vertreters auf der Internationalen Arbeitsknoferenz in Genf Minister Kormanicki, wobei er feststellt, daß das Jugendproblem in Polen vom Standpunkt der Beschäftigungsmöglichkeit aus gesehen größte Beachtung verdiene. Die Aussichten für die Zukunft seien unter den heutigen Voraussetzungen nicht günstig. Wenn man als Jugend die Jahrgänge vom 15. bis zum 24. Lebensjahr bezeichne, so könne man feststellen, daß Polen ein Land der Jugend sei. Nach den statistischen Angaben müssen jetzt 32,8 Prozent der Gesamtbevölkerung, zur Jugend gezählt werden. Im Jahre 1931 habe diese Zahl 37,3 betragen. Der Ansturm der Jugend zu den Arbeitsplätzen werde in den kommenden Jahren noch steigen. Der Abschnitt vom Jahre 1940 bis 1950 werde besonders schwer sein, weil dann das Angebot der arbeitsuchenden Jugend in Polen ganz besonders groß sein wird. Erst im Jahre 1950 werde eine Entspannung beginnen, weil sich dann der Einfluß der fallenden Geburtenziffer geltend machen werde. Die gegenwärtig schwere Arbeitslage für die Jugend werde demzufolge in den nächsten zehn Jahren eine Verschärfung erfahren.

Im allgemeinen rechnet man in Polen damit, daß durch Sterbefälle usw. 70 000 Arbeitsplätze jährlich in den Städten frei werden. Für diese 70 000 Arbeitsplätze melden sich jetzt etwa 140 000 Jugendliche. Hinzu kommt, daß vom Lande jährlich ein durchschnittlicher Zuzug von 230 000 jugendlichen Arbeitskräften einsetzt. Es müßten demzufolge in jedem Jahr durchschnittlich 300 000 Arbeitsplätze geschaffen werden, wenn man nicht die Zahl der Arbeitslosen vermehren wolle. Es heißt nun, die Maßnahmen zu treffen, um diesem Arbeitsangebot zu entsprechen. Die ungenügende Entwicklung der Industrie sei vielfach der Hauptgrund, warum die Jugend keine entsprechende fachliche Ausbildung erhalten könne. Um den Hauptstrom der Arbeitskräfte abzulenken, sei es notwendig, so betont der Verfasser, daß die Gesetzgebung für das Handwerk eine radikalere Form erfahre, weil das Handwerk den entsprechenden Boden für eine fachliche Jugenderziehung hergeben müsse. Es sei notwendig, möglichst bald die erforderlichen gesetzlichen Schritte einzuleiten, um auf diesem Wege einen sozialen Strukturwandel der Bevölkerung herbeizuführen. Auf dem Umweg über das Handwerk werde es möglich sein, daß Jugendproblem in Polen zu lösen.

Die Wende.

Ein Erlebnis von Peter Weber.

Ja, es war ein böses Jahr, dieses 1923. Millionen standen auf bedrucktem Papier, morgen galten nur noch Milliarden. Wir saßen damals in Sekunda, und die Pest der Zeit, der Handel, hatte sich selbst auf unserer Schule eingeschlichen. Mit Margarine, mit alten Militärstiefeln, mit nickelnen Vorkriegsgroschen und allem, was eben kein bedrucktes Papier war, wurde geschoben. Das hatte Wert, das brachte Millionen, Millionen in die Hände von jungem, gärendem Blut...

So hatte es sich denn herumgesprochen in unserem Kreis: Ted, unser Bester, unser ungekrönter Führer, der blonde Junge mit dem breiten, schon männlichen Kinn handelte mit Margarine und solchen Sachen. Viel schlimmer noch! Ted trank, trank heimlich in einer Vorstadtkneipe mit fuseliger Luft. Ein Mädchen mit öligem Gesicht stellte dort giftigbunte Schnäpse vor Ted. Der schmiß gebündelte Millionen auf den Tisch und am nächsten Morgen versagte er im — Geschichtsunterricht.

Ausgerechnet bei Dr. Treplin im Geschichtsunterricht. Ausgerechnet bei Treplin, dem Lehrer, zu dem wir alle mit stummer Bewunderung und Achtung aufsahen. Treplin hatte etwas Besonderes in seiner Art zu unterrichten, etwas Besonderes in seiner Art, Achtung zu fordern und führen. Treplin war der Lehrer, den man nicht belog und bei dem man sich schämte, wenn man gefaulenzt hatte.

Ja, der Treplin! Tagein, tagaus trug er seinen zur Sportjacke umgearbeiteten feldgrauen Uniformrock. Stählern, federnd war sein Gang, und ein kleines, spöttisches Lächeln klebte immer an seinen Mundwinkeln. „Jung's, wie geht's?“ lachte er allmorgendlich zur Klasse herein. Er erwartete bestimmt keine Antwort, aber wir wußten jedesmal, daß es uns irgendwie ging, wenn seine grauen Augen uns aus Trantutigkeit und Schulluft emporrissen. Das war Treplin, der alte Stoßtruppoffizier.

Und ausgerechnet bei dem versagte Ted. Es war unglaublich. Ted schämte sich, wenn Treplin ihn forschend ansah. Seit Wochen ging das so. Jedesmal klappte Treplin schnell sein Notizbuch zusammen, wenn Ted wieder 'mal versagt hatte. „Setzen Sie sich.“ Mit diesen Worten behandelte Treplin Ted seit Wochen.

Und nun war die Sonnenwende da. Wir wollten wieder gemeinsam wie alljährlich zu unserer Feuerstelle am Strom marschieren. Ted aber wollte an dieser Mittsommernacht diesmal nicht teilhaben. Das erste Mal ohne Ted, unseren Besten, den großen blonden Jungen mit dem breiten, schon männlichen Kinn. Schwer, sich das vorzustellen! Wir gingen also am Nachmittag in die Vorstadtkneipe und holten Ted.

So wandern denn zweimal zwölf kurzbehoste, braungebrannte Jungenbeine zur Stadt hinaus. Weit dehnt sich Schlesiens Ebene. Wald kränzt hinten den Horizont. Die Sonne brennt uns auf den Rücken, und der Sommer hat seinen blauesten Teppich über den Himmel gespannt. Und doch ist es nicht die rechte Stimmung. Kein Lied will so recht, es ist alles etwas müde. Wir denken alle dasselbe, und darum sprechen wir nicht davon. Weiter, immer weiter stapfen wir waldeinwärts. Als es dämmert, riechen wir endlich den Strom.

Der Oderwald schlägt seine grüne Kuppel über uns. Wir brechen durch uriges Gesträuch, und endlich rollt sie vor uns: die Oder. Langsam ist sie meerwärts unterwegs. Eine urzeitliche Mauer, türmt sich an ihren Ufern der Wald. Wir stehen und schweigen. Der Schrei eines Reihers hängt irgendwo in der Dämerung. Wie schmale, schlanke Finger greifen die Buhnen in den Strom und ordnen den strudelnden Fluß zu gemächlichem Wallen.

„Tja“, sagt Ted plötzlich — es ist das erste, was er auf dieser Wanderung spricht, „dann wollen wir mal Holz klauben, solange es hell ist!“ Verdutzt schauen wir Ted an. Eine Sekunde. Dann klauben zweimal 12 Jungenarme Holz. Mächtige Scheite, Geäst ud derbe Wurzelbrocken. Zweimal zwölf Jungenarme schichten den Stoß. Wir hocken nieder und essen zur Nacht. Brote und Tee aus der Feldflasche. „Prost, Ted!“ zwinkert Mieke, unser Komiker, als er die Flasche ansetzt. Aber wir können diesmal nicht lachen. Es ist gut, daß es dunkel geworden ist und wir Teds Gesicht nicht sehen.

Als die Finsternis wie ein schwarzes Bahrtuch über Strom und Wald hängt, zuckt ein Schwefelholz auf. Wir zünden den Brand. Kleine gelbe Flämmchen lecken entlang am Geäst, huschen und wirbeln knisternd im Gezweig und schlagen zur glutigen Lohe zusammen. Zwölf Jungenherzen glühen auf, zwölf Jungenstimmen schreien es hinauf: „Flamme empor“. Mit weiten Augen singen wir, und unsere Herzen brennen im Rhythmus des Flammenliedes. Zwölf Jungenstimmen — und eine dreizehnte. Ein tiefer Baß orgelt vom Waldrand — kommt näher — steht mitten unter uns. Treplin!

„Siehe, wir steh'n treu im geweihten Kreise“... Treplin beginnt jede Strophe, damit das festliche Lied durch sein Kommen nicht abreißt. Als der letzte Ton verklungen ist, reicht er uns allen die Hand. „Jung's, wie geht's?“ Seine grauen Augen lachen über uns hin. „Na, Ted, alter Junge, auch da? Ich bin euch mit dem Rade nach.“ Sonst sagte er nichts. Dann ein Hallo, und Treplin springt durch die Flamme. Wir folgen mit langem Hoho. So feiern wir das erste Mal Sonnenwende mit einem Lehrer. Ist doch ein Kerl, der Treplin! Und Lieder weiß der!

Wir hocken um die Glut und singen. Und dann erzählt Treplin, der Stoßtruppführer. Nicht von sich erzählt er, o nein, drüben vom Schlachtfeld spricht er, von Leuthen, wohin wir morgen marschieren. Leuthen — wie ein Schwerthieb steht dieses Wort in der deutschen Geschichte. Treplin erzählt von dem Tag, da das Schicksal am Zünglein der Waage zitterte, bis bärtige Grenadiere ihre blutenden Leiber in die Waagschale des Königs warfen, damit sie sich ehrfürchtig für den Großen neigte. Der nächtige Wind harft in den Bäumen über uns, aber wir meinen, das Rauschen seidiger Fahnen über unseren Häuptern zu hören. So erzählt Treplin. Er hält uns im Bann, bis Mieke, ausgerechnet Mieke der Komiker, plötzlich aufschreit: „Wo ist Ted?“

Im Augenblick sind wir hoch. Wir wissen, daß jetzt eine Gefahr über uns hängt, und dann sehen wir hinten im Schatten eine Gestalt in den Strom laufen: Ted! Wir wissen, daß die Oder hier in gefahrvollen, unberechenbaren Strudeln wirbelt. Wir wissen das und schauen gelähmt, wie Ted im Dunkel des Stromes verschwindet. Noch hängt diese Lähmung über uns, als Treplin nach vorne springt. Er hat sich die Kleider vom Leibe gerissen und geht mit großen Schritten jetzt am Ufer entlang. „Ted!“ ruft er. Streng und fest ist jetzt seine Stimme. Dann springt er in den Strom mit breiten Sätzen und vorgebeugtem Kopf. Er schwimmt.

Wir starren, wissen immer noch nicht, was hier geschieht, obwohl wir so dicht dabei stehen. „Los, Jungens, wir wollen das Ufer ableuchten!“ sagt einer endlich. Da raffen wir uns, reißen brennendes Geäst aus dem Feuerstoß und leuchten mit den Bränden am Ufer entlang. Zehn Minuten haben Dunkel und Angst verschluckt, als endlich einer ruft: „Sie kommen!“ Zwei dunkle Punkte voraus im Strom werden größer, werden Köpfe: Treplin und Ted. Sie steigen ans Ufer. Wir weichen scheu zurück. Die beiden gehen ruhig, als wäre nichts geschehen zu ihren Kleidern und ziehen sich an.

„Kameraden, das Feuer!“ sagt Mieke, und wir tragen schnell Holz in die niedergebrannte Glut. Hellauf prasselt die Flamme, als Treplin und Ted sich zu uns hocken. Da fragt Mieke plötzlich, lang und streng: „Was sollte das, Ted? Wie?“

„Nichts weiter“, schneidet Treplin ab, und seine Augen wandern befehlend reihum. „Dem Ted war am Feuer zu heiß!“

„Ist es denn jetzt gut, Ted?“ läßt Mieke sich nicht beirren. Er schaut Ted scharf an, als er das sagt.

„Ja!“ sagt Ted. Sonst nichts. Dann schnellt der große blonder Junge mit dem breiten, schon männlichen Kinn empor und springt durch die Flamme. Wir folgen reihum.

Als der Morgen heraufsteigt, marschieren zwölf Jungen über Leuthens Felder. Der Lehrer schreitet vor uns mit stählern federndem Gang. Mitten in den purpur glühenden Ball der Sonne schreitet er hinein. Unser Marschlied erklingt über Tau und Tag...